Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 55. **Größte und meistverbreitete Zeitung der Kreise Neuß und Grevenbroich** Telephon Nr. 55.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigaben täglich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund", wöchentlich die landwirtschaftliche Beilage „Rhein Bauernfreund" und das St. Quirinusblatt. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.50. Das Illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 50 Pfg. abonniert werden. —

Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem kaufkräftigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die neungespaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., außerhalb der Kreise Neuß u. Grevenbroich 20 Pfg., für die viergespaltene Reklamezeile 70 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 6½ Uhr abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncen-Annahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen.
Expedition: Neuß, Niederstraße 46.

Nr. 701. Redaktion Jos. Gruan. **Dienstag, 23. Dezember 1913.** (Dagobert.) Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft f. Buchdruckerei, Neuß **40. Jahrgang.**

E. Auflösung des Reichstages.

Die innere Politik hat stets in den Weihnachtsferien eine Hochkonjunktur der politischen Phantasie; zwischen der ersten und zweiten Lesung des Etats läßt sich so leicht phantasieren, kritisieren, philosophieren und kombinieren. Wenn nun vollends ein Zabern mit einem fünf Sechstel Mißtrauensvotum vorausgegangen ist, entwickelt sich eine Hochkonjunktur auf dem Acker der politischen Phantasie: Wechsel im Reichskanzlerpalais, ein neuer Chef der Reichskanzlei, Konflikt, Reichstagsauflösung usw. sind in 14 Tagen als die neuesten Früchte gezeitigt worden. Sie können kommen, aber sie müssen nicht kommen; ja sie werden vielleicht in der einen oder anderen Form einmal kommen; man kann nur streiten über den Zeitpunkt. Auch Herr v. Bethmann Hollweg wird nicht bis an sein Lebensende in der Wilhelmstraße wohnen; noch kein Reichskanzler des deutschen Reiches ist dort gestorben.

Jedes politische Kind kann an den Fingern abzählen, daß das Zaberner Mißtrauensvotum seine politischen Konsequenzen haben wird. Die Regierung hat über Weihnachten eine Art Schonzeit; die so oft genannten Untersuchungen werden in dieser zum Abschluß gelangen. Der Reichstag 1914 wird wohl in der Lage sein, die Sühne für die selbst vom Reichskanzler zugegebenen Gesetzesverletzungen entgegenzunehmen, obwohl die Oeffentlichkeit noch immer nichts darüber erfahren hat, was dann gegen den Oberst geschieht, der unter Bruch der Verfassung Bürger verhaftete und einsperrte. Hier liegt offenbar noch nicht einmal der Anfang eines Strafverfahrens vor, obwohl der Reichskanzler im Reichstage dieses Vorgehen als ungesetzlich, wenn auch „vollkommen verständlich" gerügt und entschuldigt hat. Das politische Urteil des Reichstages schließt das gerichtliche Urteil der geordneten Instanzen nicht aus, sondern fordert ein solches. Gewiß wird der Reichstag das Recht der Ueberprüfung der gerichtlichen Urteile nicht in der Weise für sich in Anspruch nehmen, als sei er eine Revisionsinstanz, aber die politische Revisionsinstanz bleibt er doch für alle Bürger des Reiches; daran ändern auch alle politischen Kraftmeiereien des Herrn v. Oldenburg-Januschau nichts, der sich gegenwärtig offensichtlich bemüht, die konservative Partei in den weitesten Kreisen, namentlich im Westen und Süden des Reiches, recht unbeliebt zu machen.

Während wohl alle bürgerlichen Parteien daher ganz selbstverständlich die politische und gerichtliche Sühne der Zaberner Verfehlungen abwarten, gibt es doch schon einige Hellseher, welche wissen wollen, was kommen wird: nämlich der Konflikt mit der Reichstagsauflösung; sie sehen sogar schon die Etappen hierzu. So wird u. a. durch eine Korrespondenz die Nachricht verbreitet, daß der „Abgeordnete Erzberger, der in der Budgetkommission einen größeren Einfluß besitze, bereits eine Reihe von Abstrichen angemeldet" habe. Auf Grund der denkbar besten Information bin ich in der Lage, diese Nachricht zu dementieren; wer die Arbeiten des Parlaments auch nur ein klein wenig kennt, weiß zu dem ohne weiteres, daß es gar nicht üblich ist, solche Abstriche schon jetzt anzumelden; sondern man bringt den Antrag ein, wenn der betreffende Etat zur Beratung steht. Daß Anträge auf Abstriche nicht nur von anderen Abgeordneten, sondern auch von mir gestellt werden, das kann ich allerdings schon heute sagen; das ist Zweck und Aufgabe der Budgetkommission, welche keine Registriermaschine und Schokoladenautomat für die Regierung ist. Solche Abstriche sollen dann zum Konflikt führen; das wird man in aller Ruhe abwarten müssen; man hat es schon oft gesagt und solche politische Bären schrecken niemanden, der die Beschimpfungsmänner kennt, welche sich dieses Gewand ausgewählt haben. Eine Reihe von Zeitungen schreiben auch von politisch bedeutsamen Abstrichen; auch solche liegen nicht außerhalb der Gebietes der politischen Möglichkeit, da eben für eine große Mehrheit des Reichstages das Mißtrauensvotum des Reichstages noch nicht erledigt ist. Aber eine Reichstagsauflösung gegen die Majorität von 293 ist eine politische Unmöglichkeit; sie ist zwar verfassungsrechtlich denkbar, stellt aber politisch den Staatsstreich dar und führt zu diesem. Wer die neuesten Mitteilungen von Prof. Delbrück kennt, weiß, daß, der Kaiser hierfür nicht zu haben war und auch heute nicht zu haben ist. Wenn die Mehrheit des Zaberner Mißtrauensvotums auch noch so entschieden vorgeht, zu einer Reichstagsauflösung gegen sie kommt es nicht, sondern der Ausweg würde sein: ein neuer Reichskanzler.

Von anderer Seite aber wird die Auflösung als möglich, sogar als geboten bezeichnet, weil für die Fortsetzung der Wirtschaftspolitik keine sichere Mehrheit vorhanden sei. Diese Auffassung bedeutet einen vollen Frontwechsel und müßte ganz andere politische Gruppierungen zur Voraussetzung haben; sie würde sich gegen Volkspartei und Sozialdemokratie richten, könnte aber aus diesem Grunde nicht in der bevorstehenden Tagung erfolgen. Entgegen anderweitiger Auffassung darf aber angenommen werden, daß der heutige Reichstag eine feste Mehrheit für die bisherige Schutzzollpolitik hat, da die Nationalliberalen, selbst ein Teil der Volkspartei hierfür eintreten und so schnell ersetzen, was durch den nicht ausgeschlossenen Abmarsch der Polen auf der schutzzöllnerischen Seite fehlt. Schwieriger würde es werden, wenn eine erheblich und umfassende Erhöhung der Zölle in Betracht kommen würde; aber politisch ist dies ausgeschlossen; es kann sich nur um kleinere notwendigere Ergänzungen handeln, um mehr nicht. So kommt eine Reichstagsauflösung aus wirtschaftspolitischen Gründen ernstlich in Betracht. Aber ungewiß ist die politische Gesamtsituation, so unsicher, wie jüngst das Gewitter der letzten Woche.

□ Die rote Tote Hand.

Aber sie ist wirklich tot; denn sie nimmt nur und gibt nicht oder gibt an andere. Wir meinen die Millionen der Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Partei, von denen kürzlich bekannt geworden ist, daß sie der deutschen Bank entzogen werden sollen. Um wieviel Geld handelt es sich? Man sprach von 80—100 Millionen Mark der Gewerkschaften; aber das ist nicht alles; die roten Konsumvereine haben auch noch 200 Mill. M. Vermögen. Und dazu kommt nun die rote „Volksfürsorge"; man sieht: die Genossen wachsen in den Kapitalismus mit Riesenschritten hinein. An den 18 Milliarden Einlagen bei den Sparkassen ist die Arbeiterschaft gewiß mit über der Hälfte beteiligt, und so kann man selbst bei flüchtiger Schätzung, mit Leichtigkeit zu einer Gesamtkapitalmacht der deutschen Arbeiterschaft von annähernd fünfzehn Milliarden und, wenn man einen Teil der 3—4 Milliarden Einlagen der Kreditgenossenschaften hinzurechnet, zu einem noch entsprechend höheren Betrag, sowie zu einem Jahreszuwachs von ungefähr einer Dreiviertelmilliarde bis einer Milliarde Mark. Einschließlich des Haus- und Grundbesitzes und der gewerblichen Kapitalien, die sich in den Händen des vierten Standes befinden, wird man nicht fehlgehen, wenn man diesen letzteren schon heute als mit etwa einem Siebentel bis einem Achtel an dem gesamten Volksvermögen und etwa einem Fünftel bis einem Sechstel an dem Jahreszuwachs des Volksvermögens beteiligt ansieht. Diese gewiß manchen frappierende Tatsache muß ebenso nach der volkswirtschaftlichen wie nach der politischen Seite zum Nachdenken anregen. Wirtschaftlich unterscheiden sich die neuerdings stattfindenden Ansammlungen großer Fonds, die dem allgemeinen Erwerbsleben zunächst entzogen werden und vorwiegend für Arbeiterversicherungs- und Unterstützungszwecke bestimmt sind, die neue „tote Hand", von der alten toten Hand sowohl ihrer Entstehung als auch ihrer Verwendung nach. Die Vermögen der alten toten Hand, wie sie vor allem im Kirchen- und Stiftungsvermögen zutage treten, entstammen zumeist vergangenen Wirtschaftsperioden, und ihre Verwendung kommt, wirtschaftlich gedacht, wenigstens zum großen Teil, einem nur vergleichsmäßig beschränkten Bevölkerungskreise zugute. Die neue tote Hand wird dagegen gespeist aus zahlreichen kleinen, der Gegenwart angehörigen Einzelwirtschaften, die ihren täglichen Konsum um die einbehaltenen Beiträge und Ersparnisse einschränken müssen. Wirtschaftlich bedeutet diese Einschränkung des Konsums weiter Kreise daher zunächst eine Verminderung der Nachfrage auf dem Gebiete der Landwirtschaft, von Handel, Industrie und Gewerbe, wirkt also indirekt hemmend auf das Wirtschaftsleben ein. Aber im allgemeinen handelt es sich dabei nur um eine zeitliche Hinausschiebung des Konsums, die für die gesamte Volkswirtschaft im letzten Grunde eher nützlich als schädlich wirkt, indem sie auch in Zeiten des Todes, des Alters, der Krankheit und Not unter der Arbeiterbevölkerung für die Aufrechterhaltung eines gewissen, zugleich dem einheimischen Markte zugute kommenden, ihn stabilisierenden Lebensstandards dieser Bevölkerungskreise sorgt. Auf der anderen Seite wird die zunächst eintretende Konsumeinschränkung in der Arbeiterbevölkerung hervorrufen, weil sie im allgemeinen aus dem für den notwendigen Lebensunterhalt entbehrlichen Volkseinkommensfonds gedeckt wird, was namentlich bei den aus Spartrieb freiwillig zurückgelegten Geldern zutrifft. Nur die Zwangsbeiträge zu Wahlfonds und zur sozialen Versicherung werden, wenn auch wohl zum kleineren Teile, aus dem für Frau und Kinder bestimmten Unterhaltungsfonds mit getragen werden, weil der Hausvater um dieser ihm aufgezwungenen Beiträge willen seinen persönlichen Bedarf für Alkohol und Tabak weniger einzuschränken gewillt sein wird. Bei dem in der Sozialversicherung vielfach zur Anwendung kommenden Prämien- und Kapitaldeckungsverfahren wird die Wiederverwendung der dem Konsum entnommenen Summen zu Konsumzwecken allerdings länger hinausgeschoben als bei dem Umlegungsverfahren, wo nur gewisse Reservefonds der Kapitalansammlung dienen. Hier bleiben also erhebliche, nach Milliarden zählende Beträge dem Erwerbs- und Dividendenmarkte auf Jahre hinaus entzogen und werden dem Markte der städtischen und staatlichen Anleihen sowie dem Grundstücks-, vor allem dem Gebäudemarkt, in der Form von Hypotheken zugeführt. Auch hierin kann man indessen gerade heutzutage, wenn man sich die niedrigen Kurse der Staats- und Kommunalpapiere wie den Jammer der zweiten Hypotheken vergegenwärtigt, eher einen Vorteil als einen Nachteil für das allgemeine Wirtschaftsleben erblicken. Wird man sonach, rein wirtschaftlich betrachtet, diese ganze Entwicklung als eine dem Gemeinwohl im wesentlichen förderliche und nützliche betrachten dürfen, so löst andererseits die politische Betrachtungsweise der Sache nicht unerhebliche Bedenken aus. Vorgänge, wie sie in den letzten Wochen zutage getreten sind, lassen nach dem „Tag" befürchten, daß wir in nicht zu ferner Zeit im sozialdemokratischen Lager Erörterungen und Vorschläge werden auftauchen sehen, welche zum Ziele haben, mittels der steigenden Kapitalkraft ihrer Parteiangehörigen die Ausübung politischen Druckes auf einer weit breiteren Basis durchzuführen und zu sichern als dies bisher geschehen ist. Auf dem Gebiete der privaten Versicherung stellt die Einrichtung der sozialdemokratischen Aktiengesellschaft „Volksfürsorge" schon einen gewissen schüchternen Versuch in dieser Richtung dar. Weshalb sollte man nicht allmählich zu sozialdemokratischen Volks-Depositen- und Sparbanken überzugehen versuchen? Sollte ferner der Versuch ganz außer dem Bereich der Möglichkeit liegen, größere Kreise der Einleger einer Sparkasse zu politischen Zwecken in der Gemeinde zu organisieren? Man denke endlich an die oft angedroht feindliche Stellungnahme der Sozialdemokratie gegenüber kriegerischen Eventualitäten! Probleme eröffnen sich hier, wie man sieht, genug. Jedenfalls wird der Politiker und Volkswirt damit zu rechnen haben, daß den Machtfaktoren, die sich für den Arbeiter aus seiner Eigenschaft als Wähler in einem Lande mit allgemeinem Wahlrecht und als Konsument in der Volkswirtschaft in Verbindung mit der großen Zahl der Arbeitsgenossen ergeben, als neuerweiterter Machtfaktor hinzutritt seine wachsende Kapitalkraft, die, wenn sie auch im einzelnen auf kleinen und kleinsten Kapitalpartikelchen beruht, im organisierten Ganzen doch bereits jetzt ein rechts eindrucksvolles Gesamtbild darstellt, und die ernsteste Aufmerksamkeit aller denkenden Kreise im bürgerlichen Lager wachrufen sollte. An Versuchen, die neu heranwachsende Kapitalkraft der Arbeiterschaft politisch zu verwerten, wird es, wie schon gesagt, nicht fehlen, und man wird sie mit größter Aufmerksamkeit verfolgen müssen, um den dabei zutage tretenden destruktiven, die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung bedrohenden Tendenzen rechtzeitig entgegentreten zu können. Neben solchen pessimistischen Ausblicken wird man der Sache indessen doch auch eine hellere Seite abgewinnen können. Wird die wachsende Kapitalkraft des vierten Standes diesen äußerlich stärken, so wird sie andererseits, ins rechte Licht gesetzt, zugleich dazu beitragen, die innere Ueberzeugungskraft der sozialdemokratischen Lehren zu schwächen. Denn sie führt, in Verbindung mit der, der Einkommensteuerstatistik zu entnehmenden Tatsache der unverhältnismäßig starken Zunahme der Einkommen von 900—3000 M. und der mittleren Einkommen nicht nur die alte Marxsche „Verelendungstheorie" vollkommen ad absurdum, sondern sie zeigt auch, daß die bestehende Staats- und Gesellschaftsordnung den breiten Massen einen immer größeren Anteil an den Vorteilen der kapitalistischen Wirtschaftsmethode zuweist. Eine der besten Seiten des kapitalistischen Systems, die Förderung des Sparsinns, kommt eben auch dem Arbeiter zugute. Das kommunistische Prinzip würde diesen Trieb im wesentlichsten zerstören. Geht man von dieser Erwägung aus, so ist man wohl berechtigt, zu fragen: Würde gegenüber der heutigen Lage unserer Arbeiterschaft ein ernsthaft denkender Volkswirt den Mut haben können, mit gutem Gewissen zu lehren, daß bei der Durchführung sozialdemokratischer, gleichmacherischer Lehren während der letzten dreißig bis vierzig Jahre die breite Masse unserer Bevölkerung auch nur annähernd auf die Stufe der Kultur und des Wohlstandes gekommen wäre, auf der sie heute tatsächlich steht? Haben angesichts dieses Zustandes die Klagen über „Ausbeutung der Arbeiterschaft" durch die Unternehmer noch immer ihre Berechtigung? Und wäre es nicht an der Zeit, daß die vielen Mitläufer derjenigen Partei, deren Hauptaufgabe es ist, den Haß der „Besitzlosen" gegen die Besitzenden zu schüren, gerade aus solchen Erwägungen heraus ihr endlich die Gefolgschaft versagen?

Deutschland.

Berlin, 22. Dezember.

Ein Mißtrauensvotum für das Mißtrauensvotum, welches die Parteien des Reichstages dem Kanzler in der Zaberner Affaire gegeben haben, wird den Nationalliberalen von ihren Freunden in den sächsischen Kleinstaaten gegeben. Dieselben bedauerten auf einer in Gotha abgehaltenen Versammlung, „daß die nationalliberale Reichstagsfraktion sich bei Abstimmung über die Mißtrauenserklärung nicht der Situation gewachsen gezeigt habe. Nicht nur für die Partei, sondern für das Ansehen des Reichstages und für die nationale Sache wäre es besser gewesen, dagen zu stimmen."

Das sind sonderbare Anschauungen. Schließlich behaupten die Herren noch, Oberst v. Reuter und Leutnant v. Forstner hätten den Ruhm des Vaterlandes vermehrt! —

Etwas vom Apfel.

Zum Weihnachtsfeste pflegen neben den Nüssen die Aepfel den Hauptschmuck des harzduftenden Weihnachtsbaumes zu bilden, und auch neben all den Süßigkeiten des Weihnachtstisches hat er siegreich seinen Platz behauptet. Unser deutsches Weihnachtsfest bringt den Apfel ganz besonders zu Ehren. Ueberhaupt ist kaum eine andere Frucht so volkstümlich und beliebt wie der Apfel. Abgesehen von seinem Gesundheitswerte und seiner Wirtschaftlichkeit weisen ihm Mythe und Märchen, Volkslied und Volkssage in gleicher Weise einen bevorzugten Platz an. In der indogermanischen Mythologie und Volkssage ist der Apfel das Sinnbild des Lebens und der Verjüngung.

Von unseren einheimischen Obstsorten besitzt der Apfel die weitaus größte Haltbarkeit, wenn wir von den Nüssen absehen. Volkswirtschaftlich ist er wohl bei uns das wertvollste und beliebteste Obst. Er ist fast das ganze Jahr hindurch frisch zu haben. Sein Wert ist so groß und vielseitig, daß der Genuß dieser Frucht nicht genug empfohlen werden kann. Mit Recht wird der Apfel als ein gesundes und natürliches Ernährungs- und Kräftigungsmittel geschätzt. Enthält er doch für den menschlichen Körper ganz unentbehrliche Mineralsalze, die unmittelbar ins Blut übergehen, hier Bleichsucht und Blutarmut beseitigend, dort die Nerven anregend, dem Abgespannten und Ermüdeten ein wahres Labsal. Es ist namentlich die in erheblicher Menge in ihm enthaltene Phosphorsäure, die auf Gehirn und Nerven einen höchst wohltuenden Fleiß ausübt, wodurch der Apfel geistig arbeitenden Personen besonders zuträglich ist. Der Apfel reinigt und verdünnt das Blut und übt auch auf die Verdauungsorgane eine sehr wohltuende Wirkung aus. Regelmäßig nüchtern genossen, regelt er die Darmtätigkeit und erleichtert namentlich die Verdauung stickstoffhaltiger Nahrungsmittel. Häufig verschwinden dabei auch Unreinigkeiten der Haut, die nicht selten ihren Grund in mangelhafter Verdauung haben. Der Apfel ist also gewissermaßen auch ein Schönheitsmittel.

Warmes Apfelmus wirkt sehr wohltuend und erleichternd bei Halsschmerzen und Heiserkeit. Die im Apfel enthaltene angenehm milde Fruchtsäure regt den Appetit an und befördert einen ruhigen Schlaf. Sie verhütet Stoffwechselkrankheiten und Hämorrhoidalleiden, verbessert ferner die Blutbeschaffenheit und wirkt schließlich günstig auf die Funktionen der Leber und Nieren, wodurch Störungen in der Gallenabsonderung sowie Gries- und Steinbildung vermieden werden.

Im übrigen ist der Apfel ein guter Durststiller, da uns in ihm, wie in jeder besseren Saftfrucht, das vorzüglichste und reinste Getränk geboten wird, das es überhaupt gibt. Dem Apfelwein wird nachgerühmt, daß er für Typhuskranke das heilsamste Getränk sei, weil die darin enthaltene Fruchtsäure die Krankheitskeime zerstört. Guter Apfelwein kann auch zu vielen süßen Speisen, Suppen und Saucen den Traubenwein recht gut ersetzen. Bei Katarrh ist Apfeltee mit Honig und Zitronensaft ein ausgezeichnetes Linderungsmittel, und Apfellimonade ein überaus erfrischendes Getränk in gesunden und kranken Tagen.

Es wird empfohlen, die Aepfel nicht geschält, sondern mit der Schale, nur sauber abgewaschen, zu genießen, da die Apfelschale gewisse Eigenschaften besitzt, die ihr Verspeisen wünschenswert machen. Freilich können nur diejenigen die vollständige Frucht mit Vorteil verspeisen, denen das Verzehren eines sauber gewaschenen und abgeputzten ungeschälten Apfels keinen Druck auf den Magen verursacht. Anderen dagegen sind nur geschälte Aepfel zuträglich, da ihr schwacher Magen die durch die Verdauung der Schale hervorgerufene intensivere Tätigkeit nicht verträgt. Zur Regel soll man es sich aber stets machen, die Aepfel vor dem Genusse abzuwaschen. Geht doch das Obst durch viele Hände, ehe es auf unseren Tisch gelangt. Leicht kan es daher zur Uebertragung von allerlei schädlichen Bakterien und Krankheitsstoffen führen. Auch ist zu bedenken, daß das Obst oft in schlecht ventilierten Lagerräumen oder Läden, die mit Familienwohnungen unmittelbar in Verbindung stehen, aufbewahrt wird. Jedenfalls sind dies alles stichhaltige Gründe, das Obst vor dem Genusse gründlich zu waschen. T. J. K.

England.

Katholische Bürgermeister in England.

Wie sehr die bürgerliche Toleranz in England den Katholiken gegenüber Fortschritte macht, beweist die Tatsache, daß immer mehr in kleinen und großen Städten auch bekenntnistreue Katholiken von der andersgläubigen Mehrheit zu Bürgermeistern gewählt werden. Im neuen Jahre sind laut der „Schles. Volksztg." sieben katholische Bürgermeister in England gewählt vorden. Am bedeutendsten ist die Wahl des Alderman Mc Cabe zum Lordbürgermeister der Handelsstadt Manchester. Seine Wahl hat auch am meisten Aufsehen in der Oeffentlichkeit erregt. Mc Cabe ist liberal, Irländer und Homeruler, und es hatte anfangs den Anschein, als sollte seine Wahl von katholischen Konservativen hintertrieben werden. Mc Cabe war früher Vorsitzender der Catholic Truth Society in Manchester und erklärte demgemäß schon vor seiner Wahl, daß er den sonst üblichen Kirchgang zur anglikanischen Kathedrale nicht machen könne. Er ließ sich an dem „Mayor-Sonntag" in der anglikanischen Kirche vertreten und gab bekannt, daß er am folgenden Sonntag in großer Amtstracht die katholische Kirche besuchen werde, wozu er den Stadtrat einlud. 80 Stadträte begleiteten den Lord-Mayor bei seinem Kirchgang zur katholischen Kirche. Der Bischof hielt dabei die Festpredigt. Zum Bürgermeister von Dewsbury wurde Alderman Mc Cann, gleichfalls ein katholischer Irländer, gewählt. Er ist der erste katholische Bürgermeister der Stadt seit der Reformation; es ist deshalb bemerkenswert, daß seine Wahl einstimmig erfolgte. Da er unverheiratet ist, wird seine Schwester, eine Lehrerin, als „Bürgermeisterin" fungieren. Auch Blackpool hat einen katholischen Bürgermeister. Hier spielte die Frage des Kirchganges noch eine gewisse Rolle. Ein Aldermann protestierte, daß der katholische Mayor nur in die katholische Kirche gehen wolle; er frug an, ob keine gesetzliche Verpflichtung für den Mayor bestehe, die Staatskirche zu besuchen. Eine solche Verpflichtung besteht nicht und der Bürgermeister ging in Begleitung vieler Stadträte und städtischer Beamte zur katholischen Kirche, wo ein Jesuit die Festpredigt hielt. Der neue Bürgermeister von Hampstead ist ebenfalls Katholik. In Worcester wurde der katholische Aldermann Leicester zum dritten Male zum Mayor gewählt. Worcester hatte bereits früher einmal einen katholischen Bürgermeister. Zum Bürgermeister von Wallsend (am östlichen Ende des ostwestlichen römischen Walles bei Newcastle) wurde einstimmig der katholische Ire O'Hanlon gewählt. Bootle hat desgleichen heuer einen katholischen Bürgermeister.

Amerika.

Das mexikanische Problem.

Der Spezialvertreter der „Times", der die Lage im nördlichen Mexiko an Ort und Stelle studierte, und der nun wieder in der Hauptstadt Englands weilt, ist zu der Ueberzeugung gekommen, daß Mexiko sich aus eigener Kraft aus der Anarchie, [illegible] kann; vor allem ist die Verewigung des Bürgerkrieges für zu viele Generale auf beiden Seiten ein zu profitables Geschäft. Jedoch können die Mächte, wie er mit Recht betont, unmöglich zugeben, daß ein Land, in dem einige hunderttausend Ausländer ihren Geschäften nachgehen, und wo gut sieben Milliarden Mark fremden Kapitals angelegt sind, dauernder Anarchie anheimfällt. Er sieht nur einen Weg, wie die Zustände in Mexiko friedlich und ohne eine allgemeine Erschütterung saniert werden können; es handelt sich dabei aber nicht um ein einseitiges Eingreifen der Vereinigten Staaten, sondern um ihre Intervention im Verein mit den europäischen Großmächten. Der Vertreter der „Times" schreibt darüber:

„Wie eine Reinigung der finanziellen Methoden Mexikos (und sie wäre die Vorbedingung jeder dauernden Pazifizierung des Landes) möglich sein soll, außer mit den Mitteln, die in Aegypten angewandt wurden, läßt sich nicht absehen. Viele Mexikaner wären nach Ueberwindung des ersten Widerwillens geneigt, eine solche Form friedlicher Intervention willkommen zu heißen, wenn die europäischen Mächte sich an der Aktion der Vereinigten Staaten beteiligten. Die Mexikaner haben wenig übrig für die Yankees. Unwissende Mexikaner, und sie bilden 19 Zwanzigstel der Nation, sind der Ansicht, in einem Kriege können sie nicht mit ihnen fertig werden. Wenn die Vereinigten Staaten allein Mexiko auf den Weg einer konstitutionellen und, was wichtiger ist, ehrlichen Regierung zurückzuführen versuchten, würde dies schwere Reibungen und sehr viel Blutvergießen im Gefolge haben. Die Vereinigung der Großmächte dagegen würde ein Volk unschwer niederhalten, das großen Respekt vor Europa hat und eine sehr gesunde Furcht vor seinen Machtmitteln empfindet. Die Erwerbung eines „kontrollierenden Einflusses" durch irgend eine europäische Macht wäre außer Frage, und die Monroedoktrin stünde deshalb einer solchen Lösung nicht im Wege. Es wäre ein staatsmännischer und kluger Akt Wilsons, dessen Politik den Haß gegen seine Landsleute verschärft hat, wenn er durch eine Einladung an die anderen Mächte, ihm beizustehen, die öffentliche Meinung Mexikos beruhigte und sich seine eigene Aufgabe erleichterte. Nur auf diese Weise sei wirkliche Hoffnung auf dauernde Verbesserung vorhanden."

Kirchliches.

Die Fuldaer Bischofskonferenz (1913)

macht im Kirchlichen Anzeiger u. a. folgenden Beschluß bekannt:

Niemals sind gemeinsame turnerische Veranstaltungen oder turnerische Aufzüge von Knaben und Mädchen zu billigen; ebensowenig gemeinsame Wandervogel-Ausflüge heranwachsender Knaben und Mädchen und mehrtägige Wandervogel-Touren von Mädchen allein. Auch jedes vor breiter Oeffentlichkeit hervortretende Schauturnen von Mädchen oder Damen, und noch weit mehr öffentliche Schwimm-Schaustellungen derselben, und selbstverständlich auch alles gemeinsame Schwimmen von Mädchen und Knaben müssen aufs schärfste verurteilt werden. Körperliche Uebungen von Mädchen in einem dem weiblichen Körper und jungfräulichen Zartgefühl entsprechendem Umfange sind gewiß nicht zu verurteilen. Aber diesen Umfang (und in einzelnen Fällen beschränkte Zulassung verständiger Zuschauer) abzumessen, ist Sache der Diskretion der religiös fühlenden Erzieher, nicht ausschließlich Sache eines technischen Fachmanns. Es wäre tief zu bedauern, wenn die Körperübungen beim weiblichen Geschlecht in solchem Umfange gepflegt würden, daß dadurch Verfahrenheit ins Gemütsleben, Unterschätzung der Geistes- und Gemütsbildung, Schwächung des weiblichen Züchtigkeitsgefühls und Verminderung der Liebe zum stillen häuslichen Wirken eintreten würde. Aufs tiefste ist zu beklagen, daß die weibliche Kleidung gegenwärtig in weiten Kreisen bei Kindern und Erwachsenen schamlos geworden ist, und die Konferenz würde es lebhaft begrüßen, wenn der katholische Frauenbund einen mutigen, entschiedenen und beharrlichen Kampf auf der ganzen Linie gegen jene schmachvolle Verirrung aufnehmen wollte. Es wäre tieftraurig, wenn katholische Eltern so kurzsichtig wären, den vorstehenden ernsten Mahnungen ihrer Bischöfe sich zu verschließen.



Senator Elihu Root
erhielt den Friedens-Nobelpreis.

Unter den diesjährigen Trägern des Friedens-Nobelpreises befindet sich auch der frühere amerikanische Staatssekretär Elihu Root, der den Vereinigten Staaten als Kriegsminister große Dienste geleistet hat. Er ist am 15. Februar 1845 zu Clinton (New York) geboren, studierte Jurisprudenz und ließ sich 1867 in New York als Advokat nieder. Im Jahre 1899 gab er seine ungewöhnlich einträgliche Rechtsanwaltspraxis auf, um das Kriegsministerium zu übernehmen, das er bis 1904 behielt. Er war dann Staatssekretär des Auswärtigen. — Im vorigen Jahre ist der Friedenspreis nicht zur Verteilung gekommen, da niemand für würdig befunden wurde. Deshalb wurden in diesem Jahre zwei Preise verteilt, und zwar an den amerikanischen Staatssekretär Root und an den belgischen Senator und Präsidenten des Internationalen permanenten Friedensbureaus Henry Lafontaine.



Der albanische Delegierte Nogga.

Die Kandidatur des Prinzen zu Wied auf den albanesischen Thron ist beschlossene Sache. Der Prinz wird sein Potsdamer Heim und seine gelbe Ulanenuniform aufgeben, um in Albanien eine zweite, hoffentlich dauernde Heimat zu finden. Um die letzten Schwierigkeiten zu beseitigen und noch nötige Unterhandlungen zu pflegen, ist Philippe Nogga, der Delegierte der provisorischen Regierung von Albanien, in Berlin eingetroffen. Er konferiert täglich mit dem Prinzen.

Die wiedergefundene „Mona Lisa".

Unter diesem Titel schreibt man den „Basler Nachrichten" aus Paris: Die wachsamen Zollbeamten am Bundesbahnhof in Basel hätten es sich wohl nicht träumen lassen, daß man vor einigen Tagen die berühmte „Mona Lisa", auf die vor zwei Jahren die Behörden aller Länder fahndeten, an ihnen vorbeitrug. Wer hätte auch vermuten können, daß ein so wertvolles Kunstwerk, dessen Besitz noch dazu eine Gefahr bedeutete, in dem Köfferlein eines italienischen Arbeiters unter schmutziger Wäsche verborgen sein könnte! Und doch hat Perugia, der über Nacht berühmt gewordene Entführer der „Gioconda" seinen Schatz so in die Schweiz und nach Italien gebracht. Seinen Koffer hat er sich selbst nach den bekannten Maßen gezimmert und das Brett mit dem Gemälde auf den Boden gelegt. Daß da nichts Zollpflichtiges vorhanden war, mußte man auf den ersten Blick glauben.

Perugia hat die „Mona Lisa" vor zwei Jahren auf die einfachste Weise von der Welt gestohlen. Er kannte den Louvre und die Gewohnheiten seines Personals ausgezeichnet. Für Rechnung zweier Meister hat er als Anstreicher und dann als Maler in dem Museum gearbeitet. Als vom Unterstaatssekretariat der schönen Künste der Befehl erging, gewisse ganz kostbare Gemälde unter Glas zu setzen, hat Perugia mit seinem Meister diese Arbeit ausgeführt und so die nähere Bekanntschaft der „Gioconda" gemacht. Infolge eines Ausstandes wurde Perugia von seinem Arbeitgeber entlassen und hatte im Louvre nichts mehr zu suchen. begab sich aber an dem fatalen Montag im August 1911 zur Zeit der Frühstückspause im Arbeitsgewand in den Louvre, hatte die Mona Lisa los, stellte ihren Rahmen in eine verborgene Treppe und schlich sich mit dem Brett unter der Bluse davon. Schnurstracks ging er in ein ärmliches Hotel und verbarg den Schatz unter altem Gerümpel. Dort mußte die vornehme „Gioconda", die die Räume von Königen und des ersten Napoleon geschmückt hat, zwei Jahre lang im Staube liegen.

Inzwischen führte Perugia sein Leben ruhig fort. Man hatte ihn anfangs wohl etwas beunruhigt, wie jeden, der im Louvre arbeitete oder gearbeitet hatte. Er erhielt kurz nach dem Diebstahl den Besuch eines Detektivs, der ihn fragte, wo und wie er am 22. August 1911 die Zeit von acht bis zehn Uhr morgens zugebracht habe. Beinahe wäre Perugia in Verlegenheit geraten, denn die Polizei hatte schon herausgefunden, daß er an diesem Tage erst nach 10 Uhr an der Arbeit erschien. Doch Perugia faßte sich schnell und sagte, er habe einen lustigen Sonntag verbracht und lange geschlafen. Und weil der Mann ohnehin einige Zeit nicht mehr im Louvre arbeitete, ließ man ihn laufen. Hätte man sich nur bemüht, das Vorleben Perugias etwas unter die Luppe zu nehmen, so hätte man den Burschen schon wenige Tage nach dem Diebstahl mitsamt der „Mona Lisa" fassen können.

Landwirtschaftliches.

Wenn die Maulwürfe

nicht in zu großer Anzahl vorhanden sind, so ist es töricht, sie vertilgen zu wollen, indem sie dadurch, daß sie eine Menge Ungeziefer verzehren, weit mehr nützen als schaden. Wenn sie jedoch im Garten überhand nehmen, kann man sie durch folgende Mittel leicht vertreiben und vertilgen. Man stecke in neue Hügel Stäbe, an welchen Papierschnitzel hängen; wenn dann die Maulwürfe mittags und abends die Gänge passieren, dann achte man auf die Stäbchen, denn wenn der Maulwurf kommt, so bewegen sich die Papierschnitzel, und man kann dann den Maulwurf leicht fangen.

Fütterung tragender Ziegen.

Eine trächtige Ziege muß besonders schonend behandelt und nicht übermäßig gefüttert werden. Am besten reicht man ihr u. a. täglich Heu und 50 Gramm Leinmehl, letzteres mit warmem Wasser angebrüht. Man würde die Gesundheit der Ziege schädigen, wollte man schwer verdauliches Futter, wie Roggen und dergleichen, verabfolgen.

Handel und Verkehr.

Viehmärkte.

)(**Altenessen**, 20. Dez. (Schweinemarkt.) Amtl. Bericht. Gesamtauftrieb 2167 Stück. Es wurden gezahlt im Engroshandel für Ferkel von 6–8 Wochen 12–17 M., von 8–12 Wochen 17–24 M., von 12–15 Wochen 24–32 M., für Fettschweine über 15 Wochen 52–54 M., für magere Sauen 110–135 M. Verlauf des Marktes: Ferkel, Läufer: langsam. Kein Ueberstand.

Milde Gaben.

Es gingen ferner bei uns ein:

für den **Bonifatius-Verein** usw. 2,— Mk.

Meine Gnädige!

Vergessen Sie nicht

Salem Aleikum und **Salem Gold** Cigaretten zu kaufen!

Willkommenstes Herren-Präsent

Vor Weihnachten auch in Kartons v. 50 Stück, für Geschenkzwecke geeignet, erhältlich.

Oriental. Tabak- u. Cigaretten-Fabrik **Yenidze**, Dresden

Inh. Hugo Zietz, Hoflieferant S. M. d. Königs v. Sachsen.

Schokoladen- u. Zuckerwaren kauft man nur im Cölner Bonbonhaus G. m. b. H., Neuss a. Rh., Niederstr. 4.

Schokolade, garant. rein, 1 Pfd. von 60 Pfg an. Kakao, garant. rein, 1 Pfd. von 80 Pfg. an. anerkannt gute Bezugsquelle für die sparsame Hausfrau, da gemeinsam für 80 Ladengeschäfte eingekauft wird

Bekanntmachung.

Mit Bezug auf die Allerhöchste Verordnung vom 8. Dezember d. Js., durch welche die beiden Häuser des Landtages der Monarchie auf den 8. Januar 1914 in die Haupt- und Residenzstadt Berlin zusammenberufen worden sind, mache ich hierdurch bekannt, daß die besondere Benachrichtigung über den Ort und die Zeit der Eröffnungssitzung in dem Bureau des Herrenhauses, hier Leizigerstraße Nr. 3, und in dem Bureau des Hauses der Abgeordneten, hier Prinz Albrechtstraße Nr. 5/6, am 7. Januar 1914 in den Stunden von 9 Uhr früh bis 8 Uhr abends und am 8. Januar 1914 in den Morgenstunden von 9 Uhr früh ab offen liegen wird.

In diesen Bureaus werden auch die Legitimationskarten zu der Eröffnungssitzung ausgegeben und alle sonst erforderlichen Mitteilungen in Bezug auf diese gemacht werden.

Berlin, den 10. Dezember 1913.

Der Minister des Innern:
v. Dallwitz.

Deutzer Gasmotor,

4 PS., spottbillig zu verkaufen.

Von wem, sagt die Geschäftsstelle.

Bekanntmachung.

In der Zeit vom **2. Januar bis 14. März 1914** findet bei der hiesigen **Eichnebenstelle** im Hause **Friedrichstraße 2** die gesetzlich vorgeschriebene **Nacheichung** statt, während welcher die eichpflichtigen Gegenstande in den Stunden von **8 bis 12 Uhr vormittags** einzuliefern und nach der von dem Beamten jedem Einlieferer angegebenen Frist wieder abzuholen sind. Die Eichgegenstände müssen in gereinigtem Zustande vorgelegt werden. Die Gebugren für die Nacheichung sind während der Abgaltung der Nacheichtage zu zahlen.

Um bei dem Nacheichungsgeschäft Masseneinlieferungen, die nicht untergebracht und schnell genug bewältigt werden können, zu vermeiden, sollen die Nacheichpflichtigen bezirksbeziehungsweise straßenweise ihre eichpflichtigen Gegenstände vorlegen. Den einzelnen Gewerbetreibenden wird der Tag, an welchem sie die Gegenstände vorzulegen haben, noch bekannt gegeben.

Neuß, den 16. Dezember 1913.

Der Oberbürgermeister:
Gielen.

Bekanntmachung.

Mütter erhalten **in Angelegenheiten ihres Kindes gegen seinen Vater unentgeltlich Rat und Beistand** im Büro **des Berufsvormundes Rathaus** 1. Etage, Zimmer Nr. 44, **an allen Wochentagen,** in der Zeit **von** vormittags 9 bis 12 Uhr und nachmittags **von** 3 **bis** 5 Uhr.

Dort können auch Anträge gegen den unehelichen Vater auf **Sicherstellung der Entbindungs- und Unterhaltskosten** für Mutter und Kind schon vor der Geburt des Kindes gestellt werden.

Neuß, den 22. Dezember 1913.

Der Berufsvormund: **Wirtz.**

4 PS. liegender
Gasmotor
noch im Betrieb zu seh., (wie neu) z. verkaufen. Off. unt. M 826 a. d. E.

Einfach
möbl. Zimmer
mit Frühstück, nahe der Bahn, pr. Januar zu vermieten. Näheres Königstr. 2, 2. Et. links.

Zaunpfosten
aus Eisenbeton liefern billigst (auch fertige Zäune)
Gebrüder Klein, Neuß,
Kunststeinfabrik,
Tel. 497. Bentoerstr. 30/34

Aufpolstern von Sofas 5 M. Matratzen 3 M.
Mühlenstraße 40.
— — Karte genügt. — —

Quirinusblatt 1913.

Von einem unserer Leser geht uns folgendes hübsche Gedicht zu.

Herr Redakteur sei'n Sie nicht böse, — Wenn etwas reimt auch mal ein Leser. — Ein klein Gespräch möcht nur erzählen, — Das ich erlauscht, wills nicht verhehlen. — Zwei Damen, sicher Len' und Nettchen, — Die ihren Namen seh'n im Blättchen — Im Vers vom Schenken und vom Geben, Ich sah sie geh'n per Zufall eben — Zum Fenster, wo der schöne Band — Für eine Mark zu kaufen stand! — „Nur ein Moment", beginnt die Len, — „Sag Nettchen", bleib ein Weilchen steh'n, — Ich spring rasch ins Geschäft hinein — Und kauf ein' Band mir schleunigst ein. — Ich weiß einmal wie Hannes ist. — Oft wird zu Haus ihm lang die Frist. — Ich nehm dann flugs den Band heraus, — Und les' ihm vor ein Verschen draus! — Er stets dann gute Laune fand, — Die Mark ist praktisch angewandt. — Schon neulich sagt er: Len, du weißt, — Wenn man nach Neuß du wieder reist, — Vergiß den Band mir nur nicht gar. — Du weißt, so wie im vor'gen Jahr. — „Was du nicht sagst, mein liebes Nettchen. — Bei mir fehlt dann erst recht ein Blättchen, — Mein Friedrich geht zu viel heraus — Und gibt dann manchen Groschen aus. — Wenn ein Rezept ich auch nun hätt' — Vielleicht hielt ich daheim ihn nett. — Ich will ein Bändchen auch mal kaufen, — Damit der Friedrich läßt das Laufen. — Das Mittel, das dem Hannes frommt, — Auch sicher Friedrich gut bekommt." — Drauf schoben eilig sie hinein — Und kauften beid' ein Bändchen ein!

aber große Auswahl ist schließlich unter uns nicht mehr. Die andern glauben noch, daß wir durchkommen — oder stellen sich vielleicht nur so — ich weiß es nicht! Wir haben den Primus noch einmal halb vollgegossen, das letzte Mal, und sonst haben wir nur noch ein wenig Spiritus — dann müssen wir verdursten. Der Wind ist augenblicklich günstig — vielleicht hilft er uns. Die Entfernung bis zum Depot wäre uns auf der Hinreise lächerlich klein erschienen.

Dienstag, 19. März. Zweites Frühstück. Gestern abend wurde uns das Aufschlagen des Lagers sehr sauer, und wir waren fast erstarrt, bis wir unser Abendessen verzehrt hatten; es bestand aus Schiffszwieback, kaltem Pemmikan und einem halben Kännchen Kakao, den wir auf Spiritus kochten. Dann wurden wir wider Erwarten ganz warm und haben alle gut geschlafen. Heute brachen wir in der gewöhnlichen schleppend langsamen Weise auf. Der Schlitten war greulich schwer. Wir sind 29 Kilometer vom Depot entfernt und könnten in drei Tagen hinkommen. Das sind Fortschritte! Wir haben noch auf zwei Tage Lebensmittel, aber nur noch auf einen Tag Brennmaterial. Alle unsere Füße werden schlimm — die Wilsons sind noch am besten, mein rechter am schlechtesten, nur mein linker ist ganz in Ordnung. Aber wie sollen wir unsere Füße schonen, ehe wir das Depot erreicht haben und uns wieder mit warmem Essen pflegen können? Amputation ist jetzt noch das mindeste, worauf ich mich gefaßt machen muß; aber wird das Uebel nicht weitergehen? Das ist die ernste Frage. Das Wetter bietet uns keine Erleichterung — der Wind weht heute aus Nord und Nordwest, und die Temperatur beträgt 40 Grad.

Donnerstag, 21. März. Lager R. 60. Montag abend waren wir noch 20 Kilometer vom Depot entfernt; gestern konnten wir den ganzen Tag eines wütenden Orkans wegen nicht weiter. Heute wieder eine verlorene Hoffnung — Wilson und Bowers wollen zum Depot gehen, um Brennmaterial zu holen.

Freitag, 22., und Sonnabend, 23. März. Der Orkan wütete immer fort — Wilson und Bowers konnten sich nicht hinauswagen — morgen ist die letzte Möglichkeit — kein Brennstoff mehr und nur noch auf einen, höchstens zwei Tage Nahrung — das Ende ist nahe. Wir haben beschlossen, eines natürlichen Todes zu sterben — wir wollen mit unseren Sachen oder auch ohne sie zum Depot marschieren und auf unserer Spur zusammenbrechen.

Freitag, 29. März. Seit dem 21. hat es unaufhörlich aus Westsüdwest und Südwest gestürmt. Wir hatten am 20. noch Brennstoff, um jedem zwei Tassen Tee zuzubereiten, und trockene Kost auf zwei Tage. Jeden Tag waren wir bereit, nach unserem nur noch 20 Kilometer entfernten Depot zu marschieren, aber draußen vor der Zelttür ist die ganze Landschaft ein durcheinanderwirbelndes Schneegestöber. Ich glaube nicht, daß wir jetzt irgendwie auf Besserung hoffen können. Aber wir werden bis zum Ende aushalten; freilich werden wir schwächer, und der Tod kann nicht mehr fern sein.

Es ist ein Jammer, aber ich glaube nicht, daß ich noch weiter schreiben kann.

R. Scott.

Letzte Eintragung:

Um Gottes willen — sorgt für unsere Hinterbliebenen!

Amerikanische Grundsätze.

Der Präsident der Neuyorker Lincoln National Bank, Charles Elliott Warren, der einst als junger Mensch ohne Vermögen und Beziehungen mit einem Wochengehalt von 25 Fr. seine kaufmännische Laufbahn begann und heute als vielfacher Millionär und einflußreicher Finanzmann in Amerika großes Ansehen genießt, hat vor kurzem zu Nutz und Frommen aller angehenden jungen Geschäftsleute eine Art kleinen Katechismus des modernen Geschäftsmannes aufgestellt. Wir entnehmen diesen interessanten Ratschlägen für die junge Generation nachstehende charakteristisch amerikanischen Maximen:

Strebe in deinem Berufe stets nach dem höchsten Posten. Jeder Lehrling und jeder Bureaujunge soll entschlossen sein, Präsident der Gesellschaft oder Inhaber des Geschäftes zu werden, in dem er arbeitet. Es gibt nur wenige Menschen, die das nicht erreichen, was sie ernstlich und mit aller Kraft wirklich wollen.

Kümmere dich nicht um Beziehungen. Leistung und Arbeitskraft werden dein Gehalt schneller erhöhen, als die Protektion der ganzen Welt.

Halte dich nie zurück und warte nie auf die Hilfe anderer. Die anderen sind stets zu sehr mit sich beschäftigt, um sich mit dir abgeben zu können.

Halte dir stets vor Augen, daß du tüchtiger sein mußt als dein Kollege, wenn du die Spitze der Leiter erreichen willst. Nie können zwei Männer die gleiche Stellung bekleiden.

Pünktlichkeit entartet nur allzu oft zur Durchschnittlichkeit. Wenn du Erfolg haben willst, mußt du die Pünktlichkeit überwinden können. Uhrenaufzieher besitzen keine Automobile.

Laß dich nicht ablenken. Neid, Eifersucht und persönliche Gegnerschaft mögen dich bis zur Grenze des Erträglichen peinigen: aber laß dich nicht ablenken.

Beginne alles mit Selbstvertrauen. Fürchte dich nicht, Mißerfolg haben zu können. Selbst wenn du Mißerfolg hast, wirst du unendlich viel daraus lernen.

Spezialisiere dich. Der Spezialist ist zehnfach mehr begehrt als der Mann, der alles versteht und Handlanger bleibt. Der Spezialist bezieht ein Einkommen, der andere eine Löhnung.

Wissenswertes

= **Die Tabakspfeife als Gasfabrik.** Die Welt der Technik gibt die folgenden Anweisungen zu einem unterhaltenden Experiment: Wir nehmen eine jener bekannten holländischen Tabakspfeifen, die aus Ton angefertigt, einen langen Stiel und einen kleinen Pfeifenkopf haben. Den Kopf füllen wir mit kleinen Stücken guter Kohle, also am besten mit Anthrazitkohle, und kleben ihn mit etwas Ton oder Lehm zu. Auf diese Weise haben wir, wie in der großen Gasanstalt, eine geschlossene Retorte. Dann erhitzen wir diese Retorte, also den Kopf der Pfeife, über einer geeigneten Flamme, also entweder über der des Kochherdes oder über einem Spiritusbrenner, ja, sogar ein Licht tut es unter Umständen. Wir müssen nur langsam anwärmen, damit der Kopf nicht springt. Bald zeigt sich der erste Erfolg unserer Bemühungen, indem aus dem nach oben gerichteten Stiel ein Dampfwölkchen entsteigt. Es ist Wasserdampf, der sich durch das Erhitzen aus der im Kopf befindlichen und an den Kohlenstückchen adhärierenden Feuchtigkeit gebildet hat. Dann erhitzen wir stärker und zuletzt stecken wir unseren Pfeifenkopf einfach in die Glut des Herdes oder der Spiritusflamme. Nun warten wir einige Zeit und nähern dem Stiele der Pfeife ein Streichholz. Sofort entzünden sich die hier entweichenden Gase und brennen dann mit schöner Leuchtgasflamme ruhig weiter. Die Flamme läßt sich ziemlich lange unterhalten und erlischt erst dann, wenn alles Gas aus den Kohlen entwichen ist. Oeffnen wir danach den Pfeifenkopf, so haben wir den schönsten Koks.

= **Frostbeulen.** Wer an Frostbeulen leidet, weiß, daß diese schmerzenden, unangenehmen Gesellen sich schon einstellen, wenn an Frost noch gar nicht zu denken ist. In der Tat haben die Frostbeulen mit dem winterlichen Frost nicht das geringste zu tun. Man weiß nur, daß sie die Folge irgendeiner Erkältung sind, über alles andere, ihre eigentliche Natur usw. ist sich die Wissenschaft selbst noch nicht klar. Eben deshalb hat man auch noch kein unfehlbares Mittel dagegen gefunden, und man laboriert mit allerhand Hausmittel, die dem einen helfen, beim anderen aber zwecklos sind. Auflegen heißer, gebratener Zwiebeln auf die schmerzenden Stellen soll bei vielen sehr gute Dienste geleistet haben. Andere preisen recht heiße Bäder und Wechselbäder, wieder andere sind geheilt worden dadurch, daß sie die Hände und Füße öfter zehn Minuten lang so nahe wie möglich an das offene Fenster eines Ofens gehalten haben. Auch Einreibungen mit Jodtinktur oder Jodkolodium haben schon viel Gutes gestiftet. Jedenfalls muß man verschiedenes probieren. Zweifellos ist die Einwirkung großer Hitze am wirkungsvollsten; die bequemste Form sind recht heiße Hand- und Fußbäder. Diese sollte man auf keinen Fall unversucht lassen, nur muß man sie beizeiten anwenden, auch täglich mehrere Male.

Im normalen Zustande zählt man 4 bis 5 Millionen roter Blutkörperchen auf den Kubikmillimeter Blut. Die Zahl der weißen Blutkörperchen dagegen, die gewöhnlich 10 000 beträgt, wechselt sehr leicht.

Das Diplom-Ingenieurexamen wurde 1912-13 von 607 Kandidaten an den preußischen Technischen Hochschulen bestanden.

Aus der Natur

× **Das Rätsel des Weltäthers.** Das Koronium ist eines der merkwürdigsten Elemente in der Schatzkammer der Natur. Es besteht ein Vergleich mit dem bekannteren Helium insofern, daß beide von der Wissenschaft in der Sonne gemutmaßt wurden, ehe wirkliche Beweise für ihre Existenz erbracht worden waren. Das Helium, der eigentliche „Sonnenstoff", hatte sich zunächst nur durch eine Linie im Sonnenspektrum verraten. Erst viel später wurde es in einigen irdischen Mineralien und auch in der Atmosphäre entdeckt. Das Koronium wurde als der Stoff betrachtet, aus dem die Sonnenkorona, die bei vollständiger Sonnenfinsternis sichtbar wird, zusammengesetzt wird. Dieselbe Linie, die sich im Spektrum der Korona gefunden hatte, wurde dann vor einigen Jahren in den vulkanischen Ausatmungen des Vesuvs wahrgenommen. Im Jahre 1912 war es dann bei Gelegenheit der Sonnenfinsternis vom 17. April gelungen, das Gas auch in der Sonnenatmosphäre nachzuweisen. Uebrigens hatte auch das berühmte System der Elemente, das Mendelejeff vor mehr als vierzig Jahren aufstellte, auf das Vorhandensein eines Elementes hingedeutet, das noch viel leichter ist als Wasserstoff und das nunmehr in dem Koronium aufgefunden worden ist.

Anekdoten

(*) **Eine Katzenrevolution.** Vor nicht ganz 100 Jahren, im Jahre 1817, hat die englische Stadt Chester eine Katzenrevolution erlebt, wie sie noch nie da war, und sich seitdem auch nicht wieder ereignet hat. Der „Corriere" erzählt davon nach einem alten Berichte, den anscheinend einer seiner Mitarbeiter aufgefunden hat. Im Jahre 1817 erklärte sich nämlich eine ganze Reihe von Einwohnern der Stadt Chester bereit, nach St. Helena überzusiedeln, um dem gefangenen Kaiser Napoleon Gesellschaft auf dem einsamen Felseneilande zu leisten. Die Behörden in Chester ermutigten die Bürger hierin, gaben aber bekannt, auf St. Helena seien furchtbar viele Ratten, und daher müßten Katzen mitgenommen werden. Der Magistrat selbst erließ darauf einen Aufruf, er wolle Katzen für St. Helena kaufen und bot bis zu 16 Schilling für das Stück. Tags darauf erschienen an die 3000 Leute aus Chester und Umgebung, jeder mit einer Katze oder mehreren bewaffnet, und vor dem Hause, wo die Katzen abgeliefert werden sollten, entstand ein fürchterliches Gedränge. Es erhob sich ein schreckliches Hundegebell und Katzenmiauen, die Straßenjugend mischte sich ein, die geängstigten Katzen rannten ihren Besitzern davon, kletterten, wo sie konnten, in die Fenster und zerstörten auf ihrer angstvollen Flucht alles, was nicht niet- und nagelfest war. Nachdem sich die Straßenrevolution, zu der dieser eigentümliche Vorfall führte, gelegt hatte, mußte eine richtige Katzenjagd veranstaltet werden, um die gute Stadt Chester von den Tieren zu befreien, und in den folgenden Tagen sah man ungezählte Katzenleichen auf dem Dee treiben . . .

Der Hausfreund

Redaktion: Chefred. Jos. Grunau

Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Druck der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuß

Diethelm von Buchenberg.

16]

Eine Schwarzwälder Geschichte von Berthold Auerbach. (Nachdruck verboten.)

Drei volle Tage mit doppelten Sitzungen dauerte die erste Verhandlung, und bei aller ehrenhaften Anhänglichkeit an das Gerichtsverfahren, klagten die Mitgeschworenen doch auch manchmal über das fremde Leben in fremder Stadt. Sie fühlten sich unbehaglich, beständig in Sonntagskleidern und der Handarbeit ledig umher zu gehen. Dennoch beteuerte jeder, daß er nicht davon sein möchte, und Diethelm hatte nur gegen die Behauptung Einsprache zu erheben, daß man die Sache zu weitläufig behandle. Der Schultheiß von Rettinghausen, der gleich anfangs sich für ein Schuldig entschieden hatte, erklärte jetzt, daß dieses genaue Erörtern doch einem erst die Augen öffne, und jene seltsame Seelenstimmung trat in vielen zu Tage, wo man bald mit Bestimmtheit ein Schuldig aussprechen möchte, bald zweifelvoll ist und wiederum ein Nichtschuldig sich herausstellen will.

Der Schultheiß erwarb sich das Lob eines gutherzigen Menschen, da er darlegte, daß man sich nicht, um zeitig zu seinem Mittagessen oder zu seinem Schoppen zu kommen, verleiten lassen dürfe, über das ganze Lebensschicksal eines Menschen rasch den Stab zu brechen.

Diethelm wurde staunend angesehen, als er sagte, ihm gehe es jetzt, wie ihm der Doktor von G. einmal erzählt habe. Als dieser zum ersten Male von der Anatomie kam, sah er immer nichts als aufgeschnittene Menschen vor sich, und so gehe es ihm jetzt auch.

Als endlich am dritten Abend die Verhandlung geschlossen wurde und die Geschworenen sich mit den Fragen zurückzogen, war Diethelm froh, daß er nur Vorspann gewesen war und zurückbleiben durfte. Die Geschworenen kamen bald zurück. Der Schultheiß von Rettinghausen war Obmann, er erklärte die beiden Angeklagten für schuldig.

Als die Verbrecher abgeführt wurden, machte sich Diethelm rasch davon. Aber unversehens war er an den unrechten Ausgang gekommen und sah plötzlich den Landjäger mit bloßem Schwerte hinter sich. Glücklicherweise klopfte ihm sein Schwiegersohn auf die Schulter und nahm ihn mit durch die Gerichtsstube.

Am anderen Tage bei einer neuen Verhandlung blieb der Name Diethelm in der Urne, und der Steinbauer wurde richtig wiederum abgelehnt.

Diethelm wußte zwar nicht, was er zu Hause beginnen sollte, aber weil er auf mehrere Tage frei war, kehrte er doch heim. Verwundert sah er auf dem Wege, wie das Leben der Menschen draußen, die das nicht miterlebt haben, seinen geregelten Gang fortgeht. Sie alle dachten nicht an die drohenden Gerichtsverhandlungen und wie jetzt zwei Männer auf Jahrzehnte aus der Mitte der Menschen gerissen waren.

Still und in sich gekehrt weilte Diethelm daheim, und nur abends beim Spiel war er lebendig. Die Leute wunderten sich, warum er so wenig vom Schwurgericht erzählte, er aber wollte es sich aus dem Sinne schlagen und kehrte mißmutig wiederum am zweiten Dienstag nach der Kreisstadt zurück.

23. Kapitel.

Der erste Mann, der Diethelm begegnete, war der Steinbauer, er schien ihn nicht mehr zu kennen, und in der Tat hatte sich die Erscheinung Diethelms auffallend verändert.

Teils um selber die kennzeichnende Bauerntracht los zu sein, teils auch um, wie er hoffte, sich seinem Schwiegersohn genehmer darzustellen, hatte Diethelm seine Erscheinung verändert, überhaupt aber wollte er in jeder Weise ein anderer Mensch sein, er hatte sich genugsam über die Weichmütigkeit geärgert, die ihn an dem Schicksal der abgeurteilten Diebe so besonderen Anteil nehmen ließ, daß er noch tagelang dachte, wie sie auf den Schub gebracht, im Zuchthaus eingekleidet und in ein fremdes Dasein gebracht werden. Er suchte gewaltsam seinen alten Stolz wieder hervor und stellte sich hoch über „das Lumpenpack, das nichts hat und nichts vermag".

Als er zu seinem Schwiegersohn kam, bedauerte dieser, daß Diethelm seine ihm wohl anstehende Tracht abgelegt habe. Er ging aber bald davon ab und berichtete mit dem freudigen Bangen, das ein Offizier vor der ersten Schlacht empfinden mag, daß er anderen Tags stellvertretender Staatsanwalt sein werde, und zwar in der Angelegenheit Reppenbergers, der erst vor kurzem eingebracht, aber noch in dieser Gerichtsperiode abgeurteilt werde, sowohl um ihn nicht noch auf ein Vierteljahr im Salz liegen zu lassen, als auch um rasch ein abschreckendes Beispiel gegen das überhandnehmende Verbrechen zu geben.

„Ich kenne den Reppenberger, was hat er denn? Ich habe noch gar nichts davon gehört," sagte Diethelm.

„Die Sache war schlau angelegt," erwiderte der stellvertretende Staatsanwalt, „er hat eine Branntweinbrennerei, hat sie hoch sichert, angezündet und sich davon gemacht. Er hat aber nicht an den Zugwind gedacht, und das Feuer ist zu früh ausgebrochen, am hellen Tag, man hat gelöscht und gefunden, daß die Fässer, in denen Branntwein sein sollte, nichts als Wasser enthielten. Zwölf Jahre Zuchthaus sind ihm gewiß. Es ist Brandstiftung und Betrug."

„Das ist ein schöner Spaß."

„Wieso Spaß?"

„Ich hätte nicht glaubt, daß Sie mit mir so einen Spaß machen. Das lassen Sie sich gesagt sein, das ist ein Punkt, wo man mich nicht anfassen darf, da bin ich kitzlig und haue um mich, sei es, wer es wolle, da verstehe ich keinen Spaß."

Der Schwiegersohn beteuerte, daß er nur ernste, wirkliche Tatsachen berichtet habe, und sah Diethelm verwundert an. Dieser erkannte schnell, daß er sich anders gebaren müsse, und seine geübte Verstellungskunst kam ihm zustatten, er tat, als ob er den Vorgang mit Reppenberger schon längst kenne und nur darüber gescherzt habe, da der Schwiegersohn voraussetzen könne, daß er sich von dieser Sache dispensieren lasse. Denn diese Verhandlungen griffen ihn überhaupt zu sehr an und zumal die bevorstehende gegen den Reppenberger, der ein alter Bekannter von ihm sei. Der Schwiegersohn bemerkte, daß es Aufsehen machen werde, wenn sich Diethelm gerade hiervon dispensieren lasse, er solle vielmehr ihm zuliebe dabei sein.

„Warum Euch zulieb? Habt Ihr auch was im Hinterling gegen mich?" fragte Diethelm, und seine Augen rollten.

„Ich meine: mir zulieb, weil ich gern möcht', daß mein Schwiegervater dabei wäre, wenn ich zum ersten Male im Feuer stehe."

„Ich kann ja auch als Zuhörer dabei sein," schloß Diethelm, brach ab und plauderte mit seinem Schwiegersohn über allerlei voll heiterer Laune.

Am Abend machte sich Diethelm auf zu dem Rechtsanwalt Rothmann, der der bestellte Verteidiger Reppenbergers war. Dieser mußte ihm den Gefallen tun und von seinem Rechte Gebrauch machen, die ihm nicht genehmen Geschworenen abzulehnen und dafür aus der Ueberzahl einen anderen zu nehmen. Erst im Zimmer Rothmanns fiel ihm ein, daß solch eine Bitte gefährlich und nutzlos sei. Gerade weil er ein alter Freund Reppenbergers war, mußte dessen Verteidiger ihn festhalten. Er sprach daher auch mit Rothmann allerlei, aber nichts eigentlich über die Angelegenheit Reppenbergers. Nur beiläufig bemerkte er, daß die Geschworenen bös gestimmt werden, wenn man Sachen, die nicht daher gehören, anbringe. Er hoffte, daß ihn Rothmann verstanden habe und von dem ihm betroffenen Fall nichts erwähnen werde. Rothmann nickte still. Es kam Diethelm der Gedanke, zu dem Vorsitzenden zu gehen und ihm zu sagen, daß er heim müsse, seine Frau sei todkrank, aber er wagte es doch nicht, dies auszuführen. Er ging noch in das Wirtshaus, wo sich in der Regel die Geschworenen versammelten, und hier kam es endlich zu heftigem Streit zwischen ihm und dem Steinbauer, dessen sicherer, aber auch boshafter und verurteilungssüchtiger Charakter ihm stets zuwider gewesen war.

Mit besonderem Behagen und listigem Augenzwinkern spielte der Steinbauer wiederholt darauf an, daß sie morgen einen Schwarzkünstler (so nannte er stets spöttisch die Brandstifter) eintun wollten, damit die Brandsteuer nicht immer wachse.

Anfangs hörte Diethelm ruhig zu, bis er glaubte, daß Stillschweigen ihm mißdeutet würde, und bald war er mit dem Steinbauer im heftigsten Streit. Der Steinbauer, der stets so kaltblütig und wortkarg war, zeigte sich unbändig wild, wenn er in Zorn gebracht wurde. Er ließ es an gedeckten und doch bitter häßigen Reden gegen Diethelm nicht fehlen, und nur dem Schultheiß von Rettinghausen gelang es, Tätlichkeiten zu vermeiden.

Als trüge er noch all das Lärmen und Schreien im Kopf, so wirr kam endlich Diethelm in seinem Quartier an und faßte den festen Vorsatz, noch das letzte zu tun, und ohne ein Zeichen der Betroffenheit den morgigen Verhandlungen beizuwohnen.

Mitten in der Nacht erwachte er, er war

an einem Schrei aufgeschreckt, den er noch wachend zu vernehmen glaubte. Er hatte im Traume seine Frau krank gesehen, und sie rief ihm mit jammervoller Stimme, daß sein Herz noch laut pochte. Er machte sich rasch auf, verließ das Haus und die Stadt und eilte heimwärts. Immer fester glaubte er daran, daß seine Frau mit dem Tode ringe und nicht sterben könne, bis er bei ihr sei, und daß sie noch im Tode ihn so sehr liebe, daß sie ihn wegrief von all den Schrecken, die seiner harrten und denen er vielleicht doch nicht Trotz bieten könne. Die nie ganz erloschene Zuneigung zu seiner Frau flammte in ihm auf, und weinend wie ein Kind rannte er dahin. Am Herbsthimmel schossen Sternschnuppen in weitem Bogen hin und her, mit vertrauender Innigkeit sprach Diethelm beim Aufblicke den Wunsch aus, daß seine Frau leben bleiben und alles mit ihnen gut sein möge.

Kaum eine Stunde war Diethelm gegangen, als er vor einem Berge wie festgewurzelt stand! Wehe! Von der Bergesspitze herunter kam wie aus dem Himmel heraus eine Herde Schafe, sie blökten so jämmerlich, wie damals in den Flammen. Diethelm setzte sich nieder und wusch sich die Augen mit dem Tau, der auf dem Grase lag, er wollte gewiß sein, daß er nicht träume. Er schlug die Augen auf, aber immer näher, immer näher kam es wie ein Hirt und eine Herde, und aus der Brust Diethelms rang sich der Schrei los:

„Was willst du!"

Keine Antwort. Im Laub auf dem Wege raschelten Schritte. Ist das der Gang des Geistes? Es nahte sich, und jetzt stand es vor ihm. —

„Seid Ihr's, Diethelm?" sprach eine Stimme.

„Bist du es, Munde?" rang Diethelm heraus.

„Ja. Wie kommt Ihr daher? Was habt Ihr? Aber das geht mich nichts an. Eure Frau schickt mich zu Euch, Ihr sollet gleich heimkommen, sie liegt schwer krank. Jetzt hab' ich's ausgerichtet, und nun red' ich kein Wort mehr mit dem Diethelm, so lang er lebt."

„O Himmel! O Himmel! Ich habe es geahnt, daß meine Frau todkrank ist," schrie Diethelm. „Hilf mir auf, Munde, ich kann ja nicht aufstehen."

„Meinetwegen. So," sagte Munde, ihn aufrichtend, „Ihr seid mein Feind, aber ich will's doch tun."

„Ich bin nicht dein Feind, gewiß nicht, gewiß nicht, Munde, glaub' mir. Meine Frau weiß das auch. Warum hat sie just dich geschickt?"

„Sie hat mich grad in der Stunde, wo ich zum Manöver fortgewollt habe, rufen lassen und hat mich noch gebeten, Euch gut Freund zu sein, ich habe es ihr aber nicht versprechen können. Nie, nie werde ich Euch gut Freund, so gern ich auch Eurer Frau noch was Gutes getan hätte. Ich muß meinem Vater vor allem Wort halten, und lügen kann ich nicht, auch nicht zu einem, der stirbt. Ich habe Eurer Frau versprochen, Euch gleich zu melden, daß Ihr heimkommen sollet. Ich habe mein Versprechen gehalten und will nicht danach forschen, warum Ihr in einsamer Nacht da umherlauft. Daneben lege ich Euch nichts in den Weg, vor mir kann der Diethelm ruhig sein, wenn er es vor sich auch kann."

Schnell eilte Munde davon und hörte nicht darauf, daß ihm Diethelm noch nachrief, er möge ihn begleiten.

Wie traumwandelnd ging Diethelm in die Stadt zurück. Im Umschauen gewahrte er wieder die zerstreuten weißen Punkte auf dem Berge, und jetzt erinnerte er sich, daß das ja nur Kreidefelsen waren, die hierzulande auf den Bergen liegen gelassen werden, um die Dammerde vor Abschwemmungen zu wahren.

Im Wirtshaus schrieb er einen Brief an den Vorsitzenden und schickte ihn doch nicht ab. Er wartete mit Ungeduld auf den Morgen und eilte in aller Frühe zu dem Vorsitzenden, ihm ankündigend, welche Botschaft ihm ein Soldat gebracht, den er genau bezeichnete. Der Vorsitzende entließ ihn, und Diethelm hörte kaum, daß heute ohnedies keine Sitzung sei. Noch einen Augenblick sah er seinen Schwiegersohn und bat ihn, Fränz von dem Geschehenen zu benachrichtigen, dann fuhr er mit Extrapost heimwärts, er fand aber seine Frau nicht mehr am Leben und hörte nur von der Frau Kübler, wie innig sie seiner gedacht und immer gerufen habe: „Du bist unschuldig. Du bist mein braver Diethelm."

In seinem aufrichtigen Schmerze tröstete ihn der Gedanke, daß sie in diesem Glauben gestorben war. Er machte eine namhafte Stiftung zu ihrem Andenken und war überaus mild und freigebig.

(Schluß folgt.)

Perlen der Dichtkunst

Die versunkene Stadt.

Von Oskar Josef van der Perut.

Vor Zeiten im rauschenden Meere
Eine mächtige Seestadt versank.
Kannte keiner das Volk mit Namen
Das dort in den Fluten ertrank.

Sah keiner die duftenden Gärten,
Von kundigen Händen erweckt,
Die prunkenden Marmorpaläste,
Die nunmehr die Woge bedeckt.

Nur wenn die Gewässer zu Vollmond
Zwei Liebende tragen im Kahn,
Dann fängt's in den Wellen zu glänzen
Und leise zu klingen an.

Dann steigt vor den staunenden Beiden
Die schimmernde Stadt aus der Flut
Und weist ihnen, was sonst vor and'ren
In verborgenen Tiefen ruht . . .

Der Arzt des Herzens.

Ein Berliner Lebensbild von F. v. H.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Im Laufe des Gesprächs mit der kranken Offizierswitwe mochte Herr v. Grawe wohl eine Ahnung fassen, daß sie irgend einen festen Plan auf ihn baue. Gegen nichts sind die Männer so auf der Hut als gegen dergleichen Absichtlichkeiten. Er versicherte, daß es seine Zeit nicht erlaube, im Laufe des Tages wiederzukommen, daß er aber einen jungen Hilfsarzt senden werde.

Die Kranke richtete sich wild auf und flehte ihn förmlich an, er möchte doch wenigstens noch den nächsten Abend kommen, zur Stunde, wo sie den ersten Anfall gehabt, weil sie eine Wiederholung fürchtete. Er sagte dies zu, um sie zu beruhigen, und stand dann auf, verbat sich aber Lutschens Begleitung, die ihm hinableuchten wollte, weil er draußen noch ein strafendes Wort an die Burschen richten wollte.

Er fand sie noch am Herdfeuer, wo sie nach dem Tee für die kranke Mutter noch einmal kochendes Wasser für einen Grog für sich bereitet hatten. Die wilden Gesellen sahen unheimlich und furchtbar genug aus bei der flackernden Glut, die sie durch einige Späne Kienholz angezündet hätten. Als Herr von Grawe ihnen ankündigte, daß er um den nichtswürdigen Diebstahl wisse, den sie an der eigenen Mutter beabsichtigten, und ihnen das Zuchthaus in Aussicht stellte, wurden die beiden wildbleich, aber gleich darauf sprühten vier Augen wahrhafte Wutfunken, und vier Hände hoben schwere Holzstücke empor. Er hielt seine Hände, die in Glaceehandschuhen fast komisch zierlich und schwächlich aussahen, als Schutzwehr vor und sah die Unvorsichtigkeit ein, daß er einen Angriff ohne alle Waffen gewagt hatte. Seinen handfesten Kutscher heraufzurufen, war unmöglich, denn die Küche lag nach dem engen, verschlossenen Hofe hinaus, auch konnte seine männliche Brust den furchtsamen Ton eines Hilferufes nicht finden. Er hielt die Bösewichter wie wilde Tiere durch die Macht seines großen schwarzen Auges für einige Sekunden auf ihrem Platz festgebannt, dann griff er mit bewunderungswerter Geistesgegenwart in seine Westentasche, zog eine Papiertüte hervor, die er drohend in die Höhe hielt, indem er mit künstlich verstellter Stimme, um seinen Worten mehr Wirkung zu verleihen, leise, aber deutlich sagte: „Wagt es, mich anzurühren, so streue ich dies Pulver hier ins Feuer, und ihr seid in die Luft gesprengt!"

„Elender Schwarzkünstler!" schrie der Schlosserlehrling, und kroch so schnell und behende wie möglich aus der Küche in den Flur, von wo aus er eiligst die Treppe hinunterpolterte.

Der andere Bube lief ihm zwar nach, rief aber unterwegs: „Sei doch nicht so toll; er wird uns schon nicht in die Luft sprengen, solange er dicht dabei steht."

Es war ein sehr kühnes, unsicheres Ausfluchtsmittel, das der junge Arzt ergriffen hatte. Das Papier enthielt keineswegs Pulver, wie er gedroht, sondern ein unschuldiges chemisches Präparat, welches jedoch im schlimmsten Falle einiges Geknatter und etlichen Lärm bei der Berührung mit dem Herdfeuer hervorgebracht haben würde, vielleicht hinreichend, um die Bösewichter zu erschrecken, wenn sie seiner Drohung nicht sogleich Glauben geschenkt hätten.

Ehe Herr von Grawe auf den Ball ging, hatte er ganz zufällig bei einem seiner Kollegen einer chemischen Spielerei beigewohnt und das Resultat derselben zur näheren Prüfung in die Tasche gesteckt, nicht ahnend, daß dies Mittel ihn aus einer so unangenehmen Gefahr befreien sollte.

Luischen war durch das Geschrei und das Gepolter der Brüder ängstlich gemacht worden, sie trat mit dem Lichte heraus und sagte: „Ach, lassen Sie sich nicht mit ihnen ein, lieber Herr Doktor; sie sind imstande, sich an Ihnen zu vergreifen."

„Dazu hatten sie allerdings große Neigung, ich wäre ja beinahe geschlagen worden, und ich werde das Haus nicht eher verlassen, bis ich mich überzeugt habe, daß Wüteriche so gefährlicher Art nicht die Nacht über bei Ihnen bleiben."

„Seien Sie unbesorgt um uns, in seiner eigenen Höhle soll sogar das Raubtier ruhig sein. Wenn Sie genau wissen, daß wir kein Geld haben, gehen sie von allein fort, und tätlich haben sie uns noch nie mißhandelt. Aber kommen Sie lieber bei Abend nicht wieder in dies unselige Haus, lassen Sie nicht noch einmal die Gefahr über sich hereinbrechen."

„Ich fürchte sie nicht, ich werde morgen abend wiederkommen, und für die bösen Brüder will ich ein Unterkommen in der Rettungsanstalt für Verwahrloste vermitteln; dahin hätte man sie längst bringen sollen."

„Gewiß, das wäre am besten, aber sagen Sie es nicht der Mutter, sie ist zu schwach gegen sie. Gutwillig werden sie übrigens Ihnen nicht folgen."

„So brauchen wir Gewalt," sagte Herr von Grawe, der mittlerweile, von dem jungen Mädchen begleitet, an der Haustür angelangt war. Ein lautes Gelächter erscholl aus den Vertiefungen des Flurs ihm nach.

„Gewalt, Gewalt will er brauchen? — Gut, wir auch!" riefen die wilden Buben, die sich dort versteckt hatten, höhnisch und spottend hinter ihm her.

Luischen sah sich erschrocken um. In den dunklen Winkeln war, bei dem schwachen Lichte in der Hand, nichts zu erkennen, aber gerade die unsichtbare Gefahr steigerte das Grauen des jungen Mädchens.

„Sie scheinen sich zu fürchten. Soll ich Sie nicht wieder hinauf begleiten zu Ihrer Mutter?" sagte Herr von Grawe etwas freundlicher.

„Ich fürchte nur für Sie," versicherte Luischen treuherzig und drängte ihn sanft aus der Haustür, vor der sein Wagen hielt.

Der junge Arzt nahm einen so förmlichen Abschied, als befände er sich in großer Gesellschaft.

Sein Gesicht lehnte so lange wie möglich am Wagenfenster. Lutschens Bild zog ihn doch mehr an, als er sich selbst gestand. Als er in den bequemen Polstern der späten Stunde der Nacht ihr Recht widerfahren ließ und sanft einschlief, stand es noch vor seinen träumenden Augen. Daneben aber tauchte zuweilen Lillis Blick auf. Die beiden Mädchen machten sich den Rang in seinen Träumen streitig: die rote und die weiße Rose.

Als der junge Arzt aus seinem leichten Traum im Wagen erwachte, waren die Phantasiegebilde der weißen und der roten Rose entschwunden. Er dachte an seine Berufsgeschäfte. Die kleine Anwandlung von Träumerei verging wie ein Schwindel, sein Herz schwankte nicht mehr, es stand fester und unbewegter denn jemals im Getriebe des Tagewerkes, das für den berühmten Arzt schon in der frühen Morgenstunde begann.

* * *

So spät, wie am Tage nach ihrem Ball, war die Frau Geheimrätin Schmidt lange nicht aufgestanden. Der Frühstückstisch sah recht unbehaglich aus. Die Stutzuhr auf dem Spiegeltisch schlug elf, und ihre Musik spielte dazu das Lied: „Freut Euch des Lebens", das Lilli stets „altmodisch" nannte. Die gute Mutter wartete darum geduldig, bis es vorüber war, ehe sie klingelte, und dem Dienstmädchen auftrug, ihre Tochter herüber zu bitten.

„Das Fräulein ist vor einer Stunde ausgegangen," sagte das Mädchen mit auffallender Verlegenheit.

„Was hast du, ist denn etwas vorgefallen?"

„Eigentlich nicht, aber —"

„Ist Lilli krank geworden? Schnell, sag' es nur, quäle mich nicht!" rief die ängstliche Mutter, und sprang hastig auf, die volle Kaffeetasse beiseite schiebend.

„Krank ist sie wohl nicht, aber vielleicht ein wenig unwohl — ich habe ihr heute aus dem Kleidermagazin einen vollständigen Herrenanzug holen müssen, und darin ist sie ausgegangen."

„O Himmel, welch ein Unglück! — Doch nein, es wird nur ein Scherz sein," sagte die arme Frau mit klappernden Zähnen, mühsam nach Fassung ringend. „Lilli will gewiß wiederkommen und mich in der Kleidung überraschen. Wie sah sie denn aus, sehr zum Erkennen?"

„Sehr hübsch."

„Ach, mir ist doch recht bange! Ich will mich lieber schnell anziehen und zur Frau von Weldern gehen, dort wird Lilli gewiß sein."

„Nein, das glaube ich nicht. Johann erzählte mir vorhin, daß sie ihn ausgefragt habe, wo sie den Kutscher von Herrn von Grawe wohl finden könnte. Johann hat es ihr gesagt. Aber Sie werden ganz blaß, Frau Geheimrätin. Fehlt Ihnen etwas?"

„O nein, hilf mir nur schnell, daß ich in die Kleider komme. Ich will mein Kind suchen, ach, vielleicht hat es sich verirrt! In einer so großen Stadt ist es immer gefährlich, wenn ein junges Mädchen allein ausgeht. Schnell, Johann soll mir eine Droschke holen!"

„Wollen Sie nach der Polizei?"

„Nein, das wird hoffentlich nicht nötig sein; ich will zu Frau von Weldern. Mir ist, als könnte mir diese Rat und Hilfe geben," sagte die geängstigte Frau, und nahm sich kaum Zeit, einen Mantel umzuwerfen. Auf dem Wege litt sie unbeschreiblich, weil das Fuhrwerk ihr zu langsam fuhr. Es fanden sich Hindernisse, wie sonst nie, auf den Straßen des lebhaften Stadtviertels. Wenigstens schien es ihr so.

Endlich war das stattliche Haus der Frau von Weldern erreicht; sie mußte nur klingeln und auf das Oeffnen und Anmelden warten.

Die beiden Freundinnen saßen höchst behaglich in einem Boudoir, das mit Teppichen, Samtvorhängen und Ottomanen wie ein Nestchen vorn hmer Bequemlichkeit auswattiert war. Aurelie saß hinter einem blauen Lichtschirme, der ihre leidenden Augen schützte und ihren Zügen eine wohlkleidende Färbung verlieh. Frau von Weldern las ihr vor und wiegte sich dazu in einem amerikanischen Ruhesessel.

Als die blasse, verstörte Geheimrätin eintrat, ahnten die beiden Freundinnen sogleich, daß ihr ein Unglück widerfahren war.

„Sie sind immer so gütig gegen meine Lilli gewesen, gnädige Frau," rief diese, „sie hatte so unendlich viel Vertrauen und Liebe zu Ihnen, daß ich fest überzeugt bin, Sie wissen etwas von ihrem seltsamen Schritt: sie hat heute früh in Männerkleidung das Haus verlassen."

„Wie, was — erklären Sie sich näher!" rief Frau von Weldern und zog die Geheimrätin voll Teilnahme in die weichste Sofaecke.

„Ah, gewiß ein unbedachtes Abenteuer, ich dachte es doch, das junge Mädchen sah ganz ungemein erregt aus," sagte Aurelie und blickte hinter ihrem Lichtschirm mit etwas rücksichtsloser Neugier auf die geängstigte Mutter.

„Wie soll ich mich erklären, ich weiß eigentlich nichts, ich habe nur bange Vermutungen," sagte diese. „Ich weiß keinen anderen als Herrn von Grawe. — O, denken Sie nur nichts Böses von ihr, sie ist phantastisch, aber tugendhaft. Sie wird ihm nicht nachlaufen, sie will sich ihm nur nützlich machen — sie wird seine kranken pflegen wollen, sie bildet sich ein, es unerkannt zu können."

„Das ist ein ungewöhnlicher Weg, um ein Männerherz zu rühren," rief Aurelie schadenfroh.

„Vor allen Dingen müssen wir ermitteln, ob Sie nicht irren, Frau Geheimrätin, ob Lilli wirklich sich dem Doktor genähert hat und wo sie ist. Ich bin überzeugt, daß ich sie mit wenig Worten zur Vernunft zurückbringen könnte," sagte Frau von Weldern. „Wir dürfen kein Aufsehen machen, die Sache muß geheim bleiben, sonst ist Lillis Ruf in Gefahr."

„Still — da fährt ein Wagen vor — ich bitte aber fürs erste, mich meinen Besuch ungestört empfangen zu lassen," sagte Aurelie, stellte sich rasch ihren Lichtschirm zurecht und ordnete ihr Morgengewand.

(Fortsetzung folgt.)

Tagesspruch.

Ein Segen ruht im schweren Werke,
Dir wächst, wie du's vollbringst, die Stärke;
Bescheiden zweifelnd fingst du an,
Und stehst am Ziel als ganzer Mann.

d Geibel.

Die Todesfahrt im ewigen Eise.*)

♂ Roald Amundsen hat neulich in Berlin bei ungeheurem Zulauf Vorträge über seine Fahrt zum Südpol gehalten. Es trifft sich gut, daß gerade in diesen Tagen das Tagebuch des weniger erfolgreichen Konkurrenten bei der „Eroberung" des Südpols, des englischen Kapitäns Scott, bei Brockhaus in Leipzig (2 Bände mit vielen Karten, 20 Mark) veröffentlicht wird. Dieses vielgenannte Tagebuch, das der unglückliche Polarforscher Scott bis zu seinem Tode geführt hat, hat man bei seiner und seiner Gefährten Leichen gefunden. Dieses Tagebuch füllt den ersten Band des neuen Reisewerkes. Der zweite enthält die abwechslungsvollen Erzählungen zahlreicher Gefährten, die sich auf mannigfachen wissenschaftlichen Nebenexpeditionen bewährten, Scott auf seinem Weg zum Südpol eine Strecke weit begleiteten und schließlich zur Auffindung der verschollenen Polabteilung auszogen. So gewinnen wir ein übersichtliches und anschauliches Gesamtbild dieser unseligen, vom Unglück erbarmungslos verfolgten Expedition, die die Erreichung ihres Zieles und hervorragende wissenschaftliche Resultate auf allen möglichen Gebieten der Polarforschung mit dem Tode ihrer besten Männer bezahlen mußte.

Natürlich konzentriert sich das Interesse des Lesers zunächst auf den ersten Band, auf das Tagebuch, worin Scott über seine ganze Reise, über seine Vorbereitungen zum Marsch nach dem Südpol, über die Ausführung und das schreckliche Ende dieses Unternehmens Rechenschaft gibt, soweit überhaupt ein Mensch von sich erzählen kann, nämlich unmittelbar bis zu der Stunde, wo der Tod ihm die Feder aus der Hand nimmt. „Schickt dieses Tagebuch meiner Frau," so lautet seine letzte Bitte — das Wort Frau ist ausgestrichen und „Witwe" darüber geschrieben. Welch eine Vorgeschichte von himmelstürmenden Plänen und siegesgewissen Anfängen, von vielversprechenden Erfolgen und um so herberen Enttäuschungen, von heldenmütigen Kämpfen und übermenschlicher Ausdauer haben diese letzten Worte! Und welch eine Reihe ergreifender Bilder eines modernen Heldenepos zieht mit den einzelnen Etappen dieses furchtbaren Todesmarsches über Schnee und Eis, durch unaufhörliche Orkane und unerträgliche Kälte, an uns, die wir behaglich am Lesepult die Blätter des mit dem Herzblut tapferer Männer geschriebenen Buches umwenden, vorüber! Eine Probe daraus ist wahrhaft ergreifend:

Aus: Kapitän Scotts Tagebuch. (Brockhaus, Leipzig. 2 Bände geb. 20 Mark.)

Sonntag, 17. März 1912. Ich kann nun beim zweiten Frühstück schreiben; und dann nur gelegentlich. Die Kälte ist ungeheuer groß, mittags 40 Grad. Meine Kameraden sind überaus heiter, aber wir sind in ernsthafter Gefahr zu erfrieren, und obwohl wir beständig davon reden, daß wir uns doch noch durchschlagen werden, glaubt es, meiner Ueberzeugung nach, im Herzen keiner von uns mehr.

Wir frieren jetzt auf dem Marsch und auch sonst immer entsetzlich, nur bei den Mahlzeiten nicht. Gestern mußten wir des Orkans wegen still liegen, und heute geht es furchtbar langsam. Wir sind am Ponylager 14, also nur zwei Ponymärsche vom Ein-Tonnen-Lager entfernt. Hier lassen wir unsern Theodoliten, eine Kamera und Oates' Schlafsäcke zurück. Die Tagebücher usw., sowie die auf Wilsons speziellen Wunsch mitgenommen Gesteinproben wird man bei uns oder auf unserm Schlitten finden.

Montag, 18. März. Heute beim zweiten Frühstück sind wir 39 Kilometer vom Depot entfernt. Das Unglück schreitet weiter. Gestern hatten wir wieder Gegenwind, Nordwestwind mit Stärke 4, und der Schnee trieb uns ins Gesicht; wir mußten den Marsch unterbrechen: Temperatur 37 Grad. Kein menschliches Wesen brächte es fertig, solch einem Wetter zu trotzen, und unsere Kraft ist fast ganz erschöpft.

Mein rechter Fuß ist erfroren, beinahe alle Zehen — noch vor zwei Tagen war ich der stolze Besitzer der besten Füße. So brechen wir allmählich zusammen. Ich Esel rührte mit einem kleinen Teelöffel voll Currypulver in meinem flüssig gemachten Pemmikan — er vermischte mir heftige Verdauungsbeschwerden. Die ganze Nacht lag ich mit Schmerzen wach, und auf dem Marsche fühlte ich mich kraftlos; mein Fuß erfror, und ich merkte es gar nicht. Ein Augenblick Nachlässigkeit — und man hat einen Fuß, den man gar nicht ansehen mag. Bowers ist, was seine Gesundheit anlangt, Nummer 1,

*) Der tragische Untergang des berühmten Polarforschers setzte im Februar 1913 die ganze gebildete Welt in Aufregung. Die Frage nach den Ursachen des Unglücks beantwortet Kapitän Scott jetzt selbst. Soeben erscheint unter dem Titel „Letzte Fahrt" bei F. A. Brockhaus sein Tagebuch nebst den Berichten seiner Gefährten. Die ungewöhnlich fesselnde, bunte Eigenart dieses Werkes läßt sich mit wenig Worten nicht erschöpfen; soviel ist aber gewiß: die Schilderung Scotts von seinem Marsch zum Südpol, das allmähliche Zusammenbrechen der Wanderer und das furchtbare Ende gehören zum Erschütterndsten, was die gesamte Literatur aufzuweisen hat. Das obige Kapitel ist eine Probe daraus. Kapitän Scotts „Letzte Fahrt" umfaßt zwei Bände und ist mit einer verschwenderischen Fülle ein- und mehrfarbiger Illustrationen ausgestattet, deren gleichen noch nie von einer Reise mitgebracht wurden.